

Werk

Titel: Zu Faust

Autor: Schreyer, Hermann

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1885

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0006|log28

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Mit¹ herzlichem Vergnügen und treuester Theilnahme erwidere die guten Nachrichten, die Sie uns von Ihrem Befinden ertheilen. Ich kann kaum an das Vergangene denken noch weniger wagte ich auszusprechen, wie schmerzlich mir die Entfernung der letzten Monate gewesen, in der uns Ihr Übel so traurig gehalten. Möge Karlsbad, wie es sich schon sonst an uns bewiesen, auch diesmal seine Kräfte bewähren.

Sulp. Boisserée blieb noch einige Tage bei mir; sein Umgang war mir höchst merkwürdig, da er von einer ganz andern Seite als wir ins Leben eingegangen und sich auch dort wegen inneres und äusseres Interesses festhalten muss, so hat er sich doch durch grosse Thätigkeit, durch ein vieles reiches und mühsames Treiben zu einer solchen Höhe des Standpunkts erhoben, dass er nichts Gutes und Tüchtiges abzulehnen braucht. Auch von dem Einzelnen des Pariser Wesens wusste er viel zu erzählen, da er verschiedene Epochen dort erlebt hat.

Nun befindet sich *Zelter* hier, dessen Gegenwart mir doppelten Vortheil bringt, weil ich sowohl das Fundament und die Ausbreitung seines Thuns abermals lebhaft erkenne als auch veranlasst werde Alles hervorzuholen, was Interessantes bei mir verborgen und vergessen liegt.

Und so bleibt denn mein einziger Wunsch, dass Ihre Rückkehr sich hieran schliessen möge; denn eine freundliche Theilnahme fördert mehr, als eine sonst von aussen ernöthigte Thätigkeit.

Weimar den 11. Juli 1826.

Goethe.

Lesen wir in dem von Kuhn mitgetheilten Briefe Januar statt Juni, so schliesst sich der Brief unmittelbar an den Schadows an. Schadow schickt im November 1825, bittet um Berücksichtigung, Meyer gewährt die Bitte, schreibt den Artikel, der dann fast unmittelbar Goethe zur Durchsicht übergeben wird. Aber auf diese Durchsicht beschränkt sich auch Goethes Anteil an dem fraglichen Aufsatze.

LUDWIG GEIGER.

2. Zu *Faust*.

a. Zur Erklärung des *Faust*.

In der *Zeitschrift für deutsche Philologie*, herausgeg. von Höpfner und Zacher, Bd. 16 (1884), Heft 2, S. 221—23, finden sich »drei kleine Bemerkungen zu Goethes Faust« von *J. Harczyk*, Erklärungs-, beziehungsweise Änderungsvorschläge, denen ich durchweg nicht zustimmen kann.

¹ Grosser Quartbogen, 2 S. beschrieben, dictirt. — Nach Carlsbad.

² Eigenhändig.

1. Die erste bezieht sich auf die Erscheinung des Idols (Gretchens) in der Walpurgisnacht. Hier wird Anstoss genommen an den Versen (v. Loeper 3846 ff.):

Wie sonderbar muss diesen schönen Hals
Ein ^{einzig} rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Es wird behauptet, der Satz besage, so wie er dastehe, etwas anderes, als er nach des Dichters Absicht offenbar besagen sollte. Denn wenn wir z. B. zu jemand sagten: »Wie sonderbar muss dich die Krone schmücken!« so trage der Angeredete natürlich die Krone *nicht*; andernfalls sprächen wir mit Ausruf und Pause: »Wie sonderbar! Muss dich die Krone schmücken!« Genau dasselbe Satzverhältniss finde sich an unsrer Stelle, weshalb ebenfalls nach »Wie sonderbar« der Satz zu unterbrechen und ein Ausrufungszeichen zu setzen sei.

Zunächst bestreite ich durchaus, dass die Goethe'schen Verse bei der gewöhnlichen Interpunktions nur einen negativen Sinn haben könnten, nämlich den: »Es wäre sonderbar, wenn diesen schönen Hals ein einziges rothes Schnürchen schmückte«. Harczyk fasst dabei »muss« im Sinne des Konjunktivs »müsste«. Nun *kann* zwar der Indikativ im Sinne des Konjunktivs gesetzt werden, dies ist aber doch nicht *nothwendig*. Die Sätze: »Wie schön muss sich dies fügen!« »Wie seltsam muss sich dies treffen!« können sehr wohl die positive Bedeutung haben: »Es ist schön, dass sich dies so fügen muss«, »Es ist seltsam, dass sich dies so treffen muss«.

Demnach sind die Verse einfach, wie dies auch der unbefangene Leser von selbst thut, so zu erklären: »Wie sonderbar ist es, dass diesen schönen Hals ein einziges rothes Schnürchen schmücken muss«. Die Änderung der Interpunktions wäre keine Verbesserung, sondern würde nach meinem Gefühl dem poetischen Werth der Stelle erheblichen Eintrag thun.

Ebenso kann ich auch *Schröer*, der sonst die richtige Auffassung der Stelle vertritt, darin nicht zustimmen, dass in dem Satze ein »Anakoluth« vorliege und deshalb nach »sonderbar« ein Gedankenstrich zu setzen sei.

Man könnte noch fragen: warum sagt Goethe aber nicht einfach für »muss schmücken«: »Wie sonderbar *schmückt* diesen schönen Hals ein *einzig* rothes Schnürchen«? Mir scheint das »muss« hier grade besonders schön und wirkungsvoll zu sein. Faust findet es sonderbar, dass den Hals des schönen Mädchens grade ein solcher Schmuck ziert, aber er empfindet zugleich dunkel, dass es nicht anders sein kann, dass die Erscheinung diesen Schmuck nicht tragen würde, wenn sie es nicht müsste. So ruft ihm das Idol nicht nur die Erinnerung an die Geliebte

zurück, sondern erweckt auch in ihm die erste, allerdings noch ganz unbestimmte, aber um so unheimlicher wirkende Ahnung eines furchtbaren Geschicks, das sich an ihr vollenden muss. Und so führt ihn gleich nach der Walpurgisnacht der Gedanke an Gretchen und ihr Schicksal, der ihn trotz der Gegenwirkung Mephistos nicht wieder loslässt, mit unwiderstehlicher Macht zu ihr in den Kerker. —

2. In den Worten des Mephistopheles (v. Loepel I, 993 ff.):

Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält:
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs Alles war . . .

will Harczyk das »wenn« conditional fassen und ergänzt: »Wenn der Mensch sich selbst ein Ganzes dünkt, *nun wohl; habeat sibi!* Ich aber bin bescheidener; ich halte mich nur für einen Theil«.

Mir scheint die Erklärung des »wenn« gleich »während«, so dass die beiden ersten Verse in *unmittelbarem* Gegensatz zum dritten stehen, einfacher; der Sinn würde dann sein: »Während sich der Mensch in seiner Narrheit gewöhnlich für ein Ganzes hält, so gestehe ich frei: ich bin nur ein Theil, freilich ein Theil jenes Theils, der anfangs Alles war«. —

3. Von der Rede des Mephistopheles (v. Loepel I, 3581 ff.):

Du musst des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie (die Windsbraut) dich hinab in dieser
Schlunde Gruft.

Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör', es splittern die Säulen.
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im furchterlich verworrenen Falle
Über einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zauber gesang!

gibt Harczyk nur die beiden ersten Zeilen dem Mephistopheles, die andern will er *Faust* zuweisen, weil in dieser dichterisch pathetischen, schwungvoll gewaltigen Schilderung die trockne

Sprache eines Mephistopheles nicht zu erkennen sei. Dieser Vorschlag hat auf den ersten Blick etwas bestechendes, doch kann ich ihm bei näherer Erwägung gleichfalls nicht beitreten, vielmehr erscheinen mir die Verse im Munde des Mephistopheles passender. Was er mit wilder Freude schildert, ist grade das Werk der *Zerstörung*, das Wüthen des Sturmes, der die gewaltigsten Bäume zersplittert und alles in furchtbarem Chaos zertrümmert über einander wirft. Wenn diese grossartige Zerstörung den Mephistopheles zu schwungvollen Worten fortreisst, so ist dies verständlich bei einem, der selbst von sich sagt (v. Looper I, 988 ff.):

So ist denn alles, was ihr Stinde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Er fühlt sich grade in diesem verheerenden Wirken der Naturmächte wohl, er ist in einer solchen Umgebung völlig zu Hause, und so macht er auch als der kundige Führer Faust auf die Erscheinungen aufmerksam:

Höre, wie's durch die Wälder kracht —
Hör', es splittern die Säulen —
Hörst du Stimmen in der Höhe —

In diesem wiederholten »*Höre!*« malt sich das Behagen, mit welchem Mephistopheles den auf diesem Gebiete fremden Faust in *seine* Welt einführt, und so scheint mir der *Inhalt* der Worte, auf den es doch am meisten ankommt, für Mephistopheles und nicht für Faust zu sprechen. —

HERMANN SCHREYER.

b. Zu Faust.

In der Einleitung des kürzlich erschienenen siebenten Bandes von Herders Werken habe ich einige Mal Gelegenheit genommen, auf die Nachbarschaft der darin enthaltenen theologischen Schriften Herders von 1774/75 mit dem *Faust* kurz hinzudeuten. Mit Herders Auslegung von Joh. 1, 1: »Gedanke! Wort! Wille! That! Liebe!« (S. 355 fg. 319 fg.) in den »Erläuterungen zum N. T.« (1775) und dem ungedruckten Kommentar zum Johannes-Evangelium (1773—74) gränzen die Verse »Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort!« (870—83). An *Faust* erinnert man sich unwillkürlich bei den zahlreichen Stellen, die für das »Gefühl«, gegen das »Spekulieren« mit leidenschaftlichem Nachdruck eifern (Einleitung S. XXIII fg. XXVII 1). Im Folgenden will ich nur einige Kongruenzen nachweisen, die sich auf Wort und Bild beschränken.

I, 199: Und wenns euch Ernst ist, was zu sagen,
 Ists nöthig, Worten nachzujagen?
 Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
 In denen ihr der Menschheit *Schnitzel kräuselt*,
 Sind unerquicklich, wie der Nebelwind u. s. w.

Gegen die deistischen »Predigerphilosophen« und die »Dunstthemas der neueren Philosophie« streitet das vorletzte Stück der »Provinzialblätter« (XIV). Hier heisst es S. 303 fg. (vgl. 176. 10. 197): »Philosophische Beweise der Religion hat man gnug; löse aber einer das Räthsel, dass eben die in einem Philosophischen Jahrhundert so wenig wtrken? . . . Nun will ich endlich nicht fragen, wie entfernt, *kalt*, als Schattenspiel abstrakter Begriffe und *Worte* das vorgetragen werde — und soll doch röhren . . . Lieben Propheten, ihr kommt und [uns?] wahrlich ungesendet! . . . Die Handhabe ist abgegriffen und bricht euch glatt vor dem Munde! — Aber ob keine andre wäre? Ihr könntet sie nur eben vor eurem *gekräuselten Schnitzwerke* nicht sehen«. Die gleiche Vorstellung liegt zu Grunde, wenn Herder in der bei seinen Lebzeiten nicht veröffentlichten zweiten Ausgabe der »Fragmente« (1768) sich so ausdrückt: »Wüste man nun den Dichter mit dem Philosophen zu verbinden, und was beide liefern, in Geschichte zu verwandeln . . . ein Plan, über den Iselin und andere mit Ruhm gearbeitet, was würde er werden unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiss mehr als ein *Kräuselspiel* der Phantasie und ein Zeitvertreib müssiger Leser«. Band (2, 62, 161).

»Schnitzel kräuseln« ist ein Spiel, ein Zeitvertreib, bei dem nichts Reelles herauskommt, eine Beschäftigung, wie heute das »Frivolitäten arbeiten« der Damen. Wir kräuselten noch vor dreissig Jahren bei uns in Thüringen als Kinder mit Lust Schnitzel, um Manchetten zu machen für die Kerzen, für unsre lieben Martinslichter zumal. Streifen Papier wurden zwei, drei Mal zusammengelegt, dann gleichmäßig bis zur Mitte mit der Scheere vielmals eingeschnippt, dann das Eingeschnittene kraus gemacht, indem es zwischen Scheere und Daumen mit einem kleinen Druck straff durchgezogen ward. Aus »allerlei gefärbten Schnitzeln« (Faust II, Akt 1, 488, Loepers S. 22) wusste man zu Goethes Zeiten auf ähnliche Weise Blumen zu machen. Der Freund, der mich auf diese letztere Stelle aufmerksam macht, hat auch diese Geschicklichkeit noch in seiner Jugend an buntem und Goldpapier geübt.

I, 90: Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
 Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt . . .
 94: Wie Alles sich zum Ganzen webt!
 Eins in dem Andern wirkt und lebt!

Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
 Und sich die goldenen Eimer reichen!
 Mit segenduftenden Schwingen
 Vom Himmel durch die Erde dringen . . .

Das Himmelreich, lehren die »Erläuterungen«, und so schon der Johannes-Kommentar (S. XXVI) ist ein Reich höherer Kräfte, von der sichtbaren Welt so verschieden wie Geist und Leib. S. 382: Die *unsichtbare Welt* ist uns endlich *ganz verschlossen*, weil wir mechanisch denken, mit Körpern körperlich leben . . . Wir schaun nicht an, viel weniger schaun wir Geister und wirkende Urkräfte. Wenn ein . . . Prophet Gottes, ein Geister durchschauender Engel erschiene: ob er nicht einen ganz andern Sinn ins Reich des Guten und Bösen zeigen würde als wir?« Ferner S. 410 zu Joh. 1, 51: »Wenn Jesus bald hernach dem Nathanael sagt: „Du wirst Grössers als das sehen! Den eröfneten Himmel und die *rings ab- und auf-fliessenden Feuerkräfte* und *Boten der Schöpfung* durch alle *Wesen*! wie ist der heilige, hohe, unerklärte Spruch gemartert, da man die *aufkletternden Engel mit Flügeln* gesucht hat!« Endlich S. 422: »Johannes Schreibart ist Chaldaismus. Da wütkt Gott in Alles durch Engel. All seine *Segenskräfte* sind *Engel*; jedes Element hat den Seinen . . . Da nach ihrer (der Magier, Chaldäer) Naturlehre das Wasser vom Thron des Höchsten floss, als Lebensquell der ganzen irdischen Schöpfung, voll Fruchtbarkeit, Belebung, Gedeihen und Genesung: so *steigt*, sagen sie, zu Zeiten vom Thron Gottes sein *Engel nieder*, es zu regen; da wallen die *Heilkräfte*! die Schöpfung wird verneuet!« Bei dem »was der Weise spricht« (V. 89. 92. 93) hat schon Scherer an Herder und die »Aelteste Urkunde« (1774) gedacht.

413. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

In den »Erläuterungen« heisst es S. 416: »Aus diesem Reiche (himmlischer Kräfte) quollen auch seine *Wunder*. Sie waren weder für die Neugierde, noch Beweise des Wunderbaren, . . . noch blos weichliche Liebeserweisungen . . . Dem *Glauben* that sie Jesus: der war die Hand, die die Feuerkette fasste, dass der himmlische Funke ausfloss«. In der vorletzten Fassung lautet das so: »Wunder und Glaube gehörten zusammen. Es ging gleichsam Elektrische Feuerkette aus einem Reich unsichtbarer Gotteskräfte«.

Goethe hat die »Erläuterungen zum N. T.« gelesen. Das »Objekt« war ihm »nicht lieb«, aber von der Behandlung fühlte er sich ergriffen. Wir wissen das aus seinem (undatirten) Briefe an Herder aus dem Mai 1775. Er hatte damals die »Erläuterungen« und die zugleich erschienene Schrift »Briefe

zweener Brüder Jesu in unserm Kanon« erhalten. »Deine Bücher hab ich kriegt und mich dran erlابت. Gott weis, dass das eine gefühlte Welt ist! Ein belebter Kehrigthaufen! Und so Dank! Dank!« Dann, nach harten Äusserungen über »die ganze Lehre von Kristo«, weiter: »Wenn gleich Gott oder Teufel so *behandelt* mir lieb wird, denn er ist mein Bruder. — Deine Art zu fegen und nicht etwa aus dem Kehrigt Gold zu sieben, sondern den Kehrigt zur lebenden Pflanze zu palingenesiren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens«. Über die »Provinzialblätter an Prediger« haben wir kein gleich ausdrückliches Zeugniss. Aber kann es wohl fraglich sein, ob der Verfasser der »Zwo wichtigen bisher unerörterten biblischen Fragen« und des »Briefes des Pastors«, der Dichter des Ewigen Juden, die Briefe »An Prediger« zur Hand genommen? Hat er doch, wie uns sein Tagebuch sagt, selbst die »Briefe, das Studium der Theologie betreffend« nicht ungelesen gelassen (10. Januar 1781. I, 238). Den Kommentar Herders zur Apokalypse: »Johannes Offenbarung. Ein heiliges Gesicht; ohn einzelne Zeichendeutung verständlich« erhielt er im Herbst 1775 im *Manuskript* vom Verfasser; von Frankfurt erst wanderte das Büchlein so nach Zürich. An Lavater schreibt Herder am 4. Oktober 1775: »Meine Apokalypse wird Dir Goethe schicken, oder geschickt haben«.

Durch Lavater, wenn nicht von Herder selbst, hat Goethe von Herders Arbeit am »Johannes« (die schon 1773 begann) erfahren. Im April 1774 schreibt Lavater an Herder: »Johannes, Deinen Bruder, willst Du — aus den Händen der — Hunde retten? Danke Dir Gott! und das angebellte Evangelium — auch dessen Dich annehmen? Ich drücke Dich an mein Herz«. Zu gleicher Zeit, merkwürdiger Weise, dachte Hamann an Übersetzung des Neuen Testaments: mit *Johannes* wollte er anfangen und mit dem Geschichtschreiber Lucas aufhören. (Schriften 5, 63, An Herder). Das Interesse an dem Verfasser des »geistigen« Evangeliums und der Apokalypse gehört zur Signatur des Jahres, das den *Faust* entstehen sah. Lavater erwartet Herders »Paraphrase« mit Spannung; er bittet, im November des Jahres, wenigstens um ein »Morceau« der Schrift zum Vorschmack für sich die Seinigen.

Im Juli 1774 sitzt Goethe zwischen Lavater und Basedow. »Deine Zusammenkunft mit Basedow«, schreibt Herder an Lavater, »wird Dich über vieles detrompieren, und die mit Goethe sehr heben!« Mit Basedow hat sich Lavater — wie er wohl zur gleichen Zeit Herder anzeigt — gestritten über »Provinzialblätter« und »Auch eine Philosophie der Geschichte«. »Wo ich hineinblicke, seh' ich Licht, und Basedow, der den Verfasser nicht weiss, nichts als Nacht«. Auch von *Johannes* ist

die Rede gewesen. Goethes Verse darüber sind allbekannt — wie der Herr »Helfer« einen Pfarrer erst »hinter sich nahm«, dann vornahm und

auf die Offenbarung strich —¹

das heisst, verstehe ich die Worte recht, nichts anderes als: sein Neues Testament hervorzog, aufschlug und die aufgeschlagenen Blätter (wie es bei einer kleinen, fest gebundenen Reisebibel nöthig) mit aufgedrückter Hand auseinanderstrich¹. Von Lavaters unzeitiger Auslegung hat Goethe nichts wissen wollen. Aus Herders poetisch-historischer Deutung des Buches hat er sicherlich mehr zu machen gewusst. Dazu lassen sich vielleicht später noch Belege erbringen. Dass das übrigens nicht müssiges Schnitzelkräuseln ist, sondern sich aufs nächste berührt mit der noch immer strittigen Frage nach der Abfassungszeit des *Faust*, liegt auf der Hand. B. SUPHAN.

c. Mephistopheles und der Erdgeist.

Zwischen der Darstellung des Mephistopheles als Sendlings des Erdgeistes, wie sie in zwei Scenen des ersten Theiles erscheint, und der im Vorspiel ausgesprochenen, in den übrigen Theilen der Dichtung wenig hervortretenden, wonach Mephistopheles als ein zwar Gott untergeordnetes, aber von ihm zu einem Wettkampf um den Besitz von Faust zugelassenes, also relativ selbständiges Wesen erscheint, besteht ein Unterschied, den man zwar nicht zu hoch anschlagen, doch auch nicht ganz auf sich beruhen lassen darf. Man muss sich wenigstens Rechenschaft davon zu geben suchen, wie der Dichter, dem jener Unterschied eben so klar wie uns bewusst sein musste, denselben stehen lassen konnte, ohne sich eines störenden Widerspruchs schuldig zu finden. Man darf die Beantwortung dieser Frage nicht einfach ablehnen mit Hinweisung auf die Allmählichkeit der Entstehung der ganzen Dichtung, so dass bei der Herausgabe des ganzen ersten Theiles im Jahr 1808 es nicht mehr möglich gewesen wäre, das seit 1790 bereits vorliegende Fragment mit dem hinzugedichteten Vorspiel und anderen Scenen der neuern Dichtung in Absicht auf die Stellung des Mephistopheles in Einklang zu bringen. Warum hätte Goethe dies nicht vermocht oder gedurft, da er ja auch andere Werke seiner Jugendzeit (*Götz*, *Werther*, *Stella*) in umgearbeiteter Gestalt herauszugeben sich erlaubte? Und warum

¹ Die Worte werden verschieden erklärt; s. Loeper II, 471. Das Aufschlagen des Buches nannte man zu der Zeit auch »aufwerfen«; z. B. vgl. v. Sonnenfels in der »Wiener Schaubühne« 185, 3. 277, 36. (in den *Wiener Neudrucken* hg. v. Sauer). Für »Aufstreichen« habe ich keinen Beleg; der Ausdruck erklärt sich aber selbst so, wie in der *Seefahrt* das »Streicht der Schiffer klug die Segel nieder«. (V. 32. Loeper II, 323.)

hat er den scheinbaren Widerspruch unnöthiger Weise noch gesteigert, indem er in die Gestalt von 1808 jene im Fragment *fehlende* Prosascene aufnahm, welche mit der im Fragment *enthaltenden* Scene »Wald und Höhle« in der Auffassung des Mephistopheles als Sendlings des Erdgeistes übereinstimmt? Die neulich wieder von Düntzer (Archiv f. Lit.-Gesch. XI, 527—540) gegenüber Scherer und von Loepel behandelte Frage, ob jene Prosascene aus den 70iger Jahren stammte (nach Scherer als Bestandtheil einer ältesten Prosagestalt der ganzen Faustdichtung) oder ob sie erst bei der Schlussredaktion von 1808 vom Dichter neu concipiirt und Riemer diktirt wurde, kann hier unentschieden bleiben. In beiden Fällen muss Goethe das Bedürfniss gefühlt haben, eine an jener Stelle von ihm empfundene Lücke auszufüllen, und es erhebt sich nur wieder die andere Frage, warum er in der eingeschobenen Scene die Sendung des Mephistopheles wieder so darstellen zu dürfen glaubte wie in der Scene »Wald und Höhle«, ohne eine bereits in dieser enthaltene Differenz gegenüber dem Vorspiel noch fühlbarer zu machen. Oder will man den für den Dichter noch nachtheiligern Standpunkt einnehmen, wonach Goethe bei der Faustdichtung überhaupt planlos, willkürlich verfuhr, indem er alles Mögliche, was ihm mit der Faustidee im weitesten Sinn irgendwie zusammenhängend oder vereinbar schien, in den Rahmen seiner Dichtung hineinstopfte? Leider hat er selbst gelegentlich Äusserungen gethan, welche jener gering-schätzigen Ansicht von der Entstehung seines grossen Werkes einigen Anhalt geben, und es mögen allerdings gewisse Partien, besonders des zweiten Theiles, nur auf jenem Weg in die Dichtung hineingekommen sein. Aber das sind Dinge, die mit dem Hauptgedanken wirklich keinen tiefern Zusammenhang haben, was von der Gestalt und Bedeutung des Mephistopheles nicht gelten kann, und im Allgemeinen haben doch gerade die neueren Forschungen gezeigt, dass Goethe am Faust mit grösserer Continuität und Consequenz gearbeitet hat, als man früher meinte. Philosophische Schärfe der Begriffe darf man von den Gestalten der Poesie freilich niemals erwarten und gerade bei Mephistopheles bleiben, auch abgesehen von der Frage nach seiner Sendung, in der Art wie er sich selbst gegenüber Faust in höchst einheitlichen Partien der Dichtung über sein Wesen und Wirken ausspricht, Schwankungen und Widersprüche genug, die sich nicht ganz ausgleichen lassen. Auch in der Frage nach seiner Sendung werden wir darauf verzichten müssen völlige Übereinstimmung zwischen einer ursprünglichen und einer späteren Auffassung herstellen zu wollen, aber dass der Dichter die beiden nebeneinander stehend liess, muss in seinem Bewusstsein einen zureichenden Grund gehabt haben, er muss dieselben wenigstens nicht geradezu

unvereinbar mit einander gefunden haben, wenn er auch die Art der Vereinbarung, wie so manches Andere, dem Nachdenken der Leser überliess.

Für jene Vereinbarkeit hat Vischer in seinem Buch »Goethes Faust« (S. 14—16) Mehreres beigebracht, was wohl mehr Gewicht hat und Befriedigung gewährt, als er selbst eingestehen will, und was nur noch einiger Ergänzung bedarf um wirkliche Geltung zu gewinnen.

Auszugehen haben wir von den Definitionen, welche der Erdgeist und Mephistopheles selbst von ihrem Wesen geben (so weit dies in Poesie geschehen kann), der erstere in den Versen 148—156 (Loeper), der letztere in den Versen 981—982. 984—990. 995—1004. 1009—1024. Dass Mephistopheles im weitern Verlauf Manches sagt, was mit sich selbst und mit den obigen Hauptstellen nicht ohne Weiteres stimmt, ist bereits zugegeben und muss dahingestellt bleiben.

Es ist also die Frage zu erheben: Sind die oben citirten Aussagen der beiden Geister von sich selbst so beschaffen, dass es unmöglich ist, dieselben mit der in den beiden späteren Scenen »Wald und Höhle« (Vers 2861 ff.) und »Trüber Tag, Feld« (S. 195—196) enthaltenen Voraussetzung zu vereinigen, Mephistopheles sei (zunächst) vom *Erdgeist* dem Faust beigegeben worden?

Der Erdgeist ist natürlich nicht nur oder nicht sowohl der Geist des Erdkörpers, sondern der Geist des auf der Erde sich bewegenden organischen Lebens, also auch der höchsten Stufe desselben, des Menschenlebens, das sich in »Thaten« äussert, die der »Zeit«, also der Geschichte angehören. Er vermittelt in dieser Weise die lebendige Offenbarung des *göttlichen* Geistes. Nun ist klar, dass jene »Lebensfluthen« und das »glühende Leben« sich nicht nur auf den Drang nach *Erkenntniss*, sondern auch auf die Sehnsucht nach *Genuss* des Lebens beziehen, die in Faust ebenso stark ist wie jener Drang, und zwar schon *vor* dem Eintreten und Einfluss des Mephistopheles, schon bei der Beschwörung des Erdgeistes, wie Vischer (S. 16) ganz richtig, nur zu zaghaft bemerkt. Gewiss ist der Erdgeist nicht *nur* der Geist der Begierde, aber unter Anderm ist er das *auch*, wenn er überhaupt das ganze Streben und Treiben der »Erdensöhne« umfasst. Zu weit geht Hegel mit der Erklärung, der Erdgeist sei der Geist der *egoistisch* geniessenden, kein sittliches Gesetz achtenden Individualität, denn dann wäre er fast schon der Geist des Bösen selbst und dem Mephistopheles nahe genug; aber in dem Trieb zu umfassendem Weltgenuss liegen allerdings auch die Keime des *bösen* Willens, wenigstens der Möglichkeit nach. Der Erdgeist selbst ist als Geist und wesentlich Naturgeist

über den Gegensatz von gut und böse erhaben oder indifferent gegen denselben; das Böse ist etwas wesentlich Menschliches, aber es kann durch Einwirkung jenes Geistes geweckt und verstärkt werden, und das widerspricht nicht der Aussage, der Erdgeist »wirke das Kleid der Gottheit«. Denn erstens ist das Kleid eben nur äussere Erscheinung, nicht das Wesen; sodann ist das Böse zwar nicht von Gott selbst gewollt, d. h. ein Theil seines eigenen Willens, aber doch in seiner Weltordnung beschlossen oder wenigstens zugelassen. Dies führt uns auf das Wesen und die Stellung des Mephistopheles zwischen dem Erdgeist und Gott.

Mephistopheles ist »ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft«. Hier ist allerdings geradezu vom *Wollen* des Bösen die Rede, aber das Subjekt dieses Wollens ist eine unpersönliche »Kraft«, das Böse also nicht eigentlich das *moralisch* Böse, das nur in der Persönlichkeit des *Menschen* vorkommt, sondern, wie gleich nachher erklärt wird, das Schädliche, Verderbliche, Zerstörende, wozu allerdings in der Menschenwelt die Sünde gehört. Überdies ist Mephistopheles nur ein *Theil* von jener Kraft und es steht uns frei, denselben grösser oder kleiner anzunehmen. Der Theil wird nachher noch näher bestimmt als »ein Theil des Theils, der anfangs Alles war, ein Theil der Finsterniss, die sich das Licht gebar«, das Licht, das an der Körperwelt haftet und mit ihr wieder in das Nichts zurückkehren soll. Auch hier erscheint Mephistopheles als eine physische oder metaphysische, nicht als eine ethische Macht, und zwar so, dass er die unerschöpfliche Schöpfungskraft der Natur, zu der auch das »glühende Leben« des Erdgeistes gehört, zu zerstören sucht, allerdings vergeblich. Dies scheint nun freilich die Möglichkeit auszuschliessen, dass Mephistopheles vom Erdgeist gesandt sei. Aber ein Sendling kann ja auch nur widerstrebend seinen Dienst thun, er kann sogar insgeheim der Absicht seines Auftraggebers entgegenwirken, er kann seinen Auftrag entstellen und überschreiten, und es fragt sich dann nur, ob der Sender, wenn er dessen inne wird, die Macht und den Willen hat, dagegen einzuschreiten. In den späteren Szenen beklagt sich Faust gegenüber dem Erdgeist nur darüber, dass er ihm den Mephistopheles als Gesellen gegeben und diese Beigesellung entspricht nach unserer obigen Erklärung dem Wesen des Erdgeistes, aber dass Mephistopheles den Faust verfuhren und verderben sollte, lag nicht im Willen des Erdgeistes, sondern des Mephistopheles, und ob es diesem gelinge, hing vom Willen Fausts selbst ab. Dass nun Goethe den Erdgeist später habe fallen lassen, sucht Vischer S. 17 daraus zu erklären, dass die ihm ursprünglich zugedachte Mitwirkung dem Dichter im weiten Verlauf zu bedeutend erschienen sei. Wir wissen jedoch nicht, was

Alles ihm zugeschrieben war und was Vischer darüber sagt (S. 16), ist bloße Vermuthung; sicher ist dagegen, dass der Dichter, nachdem er im Vorspiel den Herrn selbst die ganze Aktion in die Hand nehmen oder wenigstens zulassen liess, noch immer die Möglichkeit behielt, den Mephistopheles zunächst vom Erdgeist aus gehen zu lassen, wenigstens gegenüber *Faust*, der ja den tiefen Zusammenhang vorläufig nicht zu durchschauen braucht. Wenn Mephistopheles selbst sich nirgends als Gesandten des Erdgeistes erklärt, so wird dadurch jener Sachverhalt nicht aufgehoben, sondern nur verschwiegen, und das konnte geschehen, weil die Vermittlung durch den Erdgeist auf keinen Fall etwas Wesentliches war. Wesentlich ist vielmehr, dass Mephistopheles, auch wenn er unabhängig vom Erdgeist gedacht wird und obwohl er sich gelegentlich als selbständige Grossmacht aufspielt, doch nirgends unabhängig vom *Herrn selbst* und nicht als ein ebenbürtiger Antagonist desselben in dualistischem Sinne gedacht werden darf: er ist doch nur der oberste der bösen Geister, welche mit den guten zusammen zum grossen Welthaushalt gehören und schliesslich zum Siege des Guten mitwirken müssen. Dagegen ist ein Verhältniss der *Dienstbarkeit* zum *Erdgeist* nicht nothwendig anzunehmen; er kann ihm koordinirt sein und doch von ihm mittelbar eine Mission empfangen, die *im Namen des Höchsten* stattfindet, so wie in einem Staat oder Heer Befehle des Königs oder Feldherrn von gleichstehenden Beamten oder Offizieren an einander ausgerichtet werden können.

LUDWIG TOBLER.

d. Parallelen zum »Faust«.

1. In seiner zweiten Ausgabe der Gedichte Goethes macht von Loepel mehrfach auf Parallelen im »Faust« aufmerksam. Es sei mir gestattet, hier Einiges nachzutragen, indem ich auch meinerseits nicht etwa daran denke, dieses Gebiet durch die folgenden Bemerkungen irgendwie erschöpfen zu wollen.

In der »Zueignung« zu den Gedichten (vgl. v. Loepel Anm. S. 267) erinnert zunächst der Ausdruck »Uebermensch« in Vers 61:

Kaum bist du sicher vor dem grössten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon *Uebermensch* genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen.

an den gleichen Ausdruck in den Worten des Erdgeistes (Ausz. v. Loepers I, 137):

Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
Fasst *Uebermenschen* dich! Wo ist der Seele Ruf?

Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
Und trug und hegte?

In beiden Stellen weist ein höheres Wesen den über die Schranken der Menschheit Hinausstrebenden zurück. Zu vergleichen ist auch die Bezeichnung »Unmensch«, die sich Faust selbst in seinem Verhältniss Gretchen gegenüber gibt (I, 2993):

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der *Unmensch* ohne Zweck und Ruh?

Andre Wendungen und Vorstellungen im Gedicht rufen uns den zweiten Theil des »Faust« und zwar den Anfang des vierten Akts ins Gedächtniss. Wenn es V. 102 heisst:

Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft
so finden wir diese Vorstellung ausgeführt in dem Bilde der Helena, deren verklärte Gestalt nach ihrem plötzlichen Abscheiden in die »Gruft« Faust noch einmal auf einem »Wolkenbette« gelagert zu erblicken glaubt.

Das Gewand der Helena hat als Wolke Faust über Land und Meer getragen. Nun löst sich die Masse, nach Osten strebend, und verändert sich.

Ja, das Auge trügt mich nicht!
Auf *sonnbeglänzten Pfählen* herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Frau'ngebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, *Helenen*,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!
Ach, schon verrückt sichs! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruh es im Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und spiegelt blendend flüchtiger Tage grossen Sinn.

Auch die folgenden Worte geben einen Anklang an unser Gedicht. Faust fährt fort:

Doch mir umschwebt ein zarter, lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft.
Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf . . .

Wie hier ein »zarter, lichter Nebelstreif« emporsteigend erheiternde Kühle verbreitet, so thut dies in der Zueignung

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier,
den die Göttin aus dem zusammengefassten leichten Gewölk
und Nebel gebildet hat.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.

2. Eigenthümlich ist die Auffassung der »*Sorge*« im zweiten Theil des »Faust«. Der Dichter charakterisirt sie weniger als geheime Furcht vor nahendem Unheil, als Besorgniß vor drohender Gefahr, sondern schildert sie hauptsächlich als einen Zustand der Unentschlossenheit, der Halbheit, des Zweifels, der jede Thätigkeit hemmt, jedes Gefühl des Glückes verscheucht. So heisst es (v. Loepers II, 5, 413 ff.):

Soll er gehen, soll er kommen?
Der Entschluss ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte u. s. f.

(vgl. hierzu meine Erläuterung des »Faust« S. 334). Eine ähnliche Darstellung, nur weniger ausgeführt, finden wir schon in dem Gedicht »*Sorge*« (v. Loepers I, 64), wo ebenfalls Unentschlossenheit und Zweifel das Wesen der Sorge bezeichnen:

*Soll ich fliehen? Soll ichs fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!*

3. Zu den Versen des Gedichtes »*Geistes Gruss*« (v. Loepers I, 60):

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh' . . . ,

mit denen »des Helden edler Geist« einen Rückblick auf sein Leben wirft, sind die rückschauenden Worte des greisen Faust (v. Loepers II, 5, 375—82) zu vergleichen, namentlich:

Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
*Mein Leben durchgestürmt; erst gross und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.*

Die Ähnlichkeit liegt nicht nur in den Ausdrücken: das Leben »fortstürmen, durchstürmen«, sondern auch in dem Gegensatz des anfänglich heftigen, energischen Wollens zu der späteren Ruhe und weisen Beschränkung. (Ein kurzer Hinweis auf die Parallele findet sich schon in der Ausgabe von Schröder, II, 360.)

4. Das Gedicht »*Zum neuen Jahr*« (v. Loepers I, 69) erinnert im Versmaß sehr an den *Gesang der Geister* im ersten Theil des »Faust« (v. Loepers I, 1093 ff.). Wir haben an beiden Orten die kurzen zweimal gehobenen daktylischen Verse mit gewöhnlich weiblichem, nur am Schluss eines Abschnitts

männlichem Ausgang. Ein Unterschied besteht nur darin, dass die Abschnitte im Gesang der Geister von willkürlicher Länge sind, während das Gedicht in achtzeilige Strophen zerfällt, in denen regelmäßig die vierte und achte Zeile den männlichen Reim hat.

Entsprechend dem anmuthigen, gefällige Bewegung athmenden Versmaß ist der Inhalt dort die reizende Darstellung ungehemmten, fröhlichen Lebensgenusses, hier die Aufforderung zu vertrauensvoller, heiterer Hingabe an den Augenblick. Selbst im Einzelnen scheint hier und da eine Verwandtschaft durchzuklingen, so in der Anwendung des seltenen Reimes »Beugung«: »Neigung« (Gedicht V. 46, 47; Faust I, 1105 u. 7) und in dem Hervorheben der Freude an gegenseitiger Neigung (Gedicht V. 29 ff.):

Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut!

womit zu vergleichen die Schilderung im Gesang der Geister V. 1105—15.

Alles dies macht wahrscheinlich, dass beide Lieder ihrer Abfassungszeit nach nicht weit auseinanderliegen. Mir scheint das Neujahrsgedicht ein Nachklang des Gesanges der Geister im »Faust« zu sein. Da es im ersten Druck die Bezeichnung »Zum neuen Jahr 1802« trug (vgl. Loeper I, S. 330), so ist es an das Ende des Jahres 1801 zu setzen. Der Gesang der Geister gehört zu der Scenenfolge, welche an die Stelle der grossen Lücke im Faustfragment von 1790 trat, mit deren Ausfüllung Goethe noch 1801 beschäftigt war. Denn nachdem er in einem Briefe an Schiller vom 16. April 1800 die Beschwörung des Teufels (Ausg. v. Loepers 917 ff.) erwähnt hat, ist er nach einem Briefe an denselben vom 6. April 1801 mit der Ergänzung der betreffenden Partie der Dichtung noch immer nicht fertig, da er erst *hofft*, dass *bald* »in der grossen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll«. Der Gesang der Geister ist nun wohl *schwerlich vor* dem April 1800, wo die Scene der Teufelsbeschwörung ausgeführt wurde, entstanden, da er diese voraussetzt und den Abgang des Mephistopheles aus der Zelle Fausts motivirt. Als ein eingelegtes und relativ selbständiges Stück kann er sogar erheblich später geschrieben sein; es hindert also nichts, seine Abfassungszeit in das Jahr 1801 zu verlegen und der des Neujahrsgedichtes nahe vorausgehend zu denken.

5. Zum Schluss noch eine Parallel zu »Faust« aus einer Briefstelle. Als Faust in der Hexenküche das schöne Weib im